

**Gian Biagio CONTE, *Critical Notes on Virgil. Editing the Teubner Text of the Georgics and the Aeneid*. Berlin/Boston: De Gruyter 2016, XIV+97 S.**

**Gian Biagio CONTE, *Stealing the Club from Hercules. On Imitation in Latin Poetry*. Berlin/Boston: De Gruyter 2017, 61 S.**

Wer die Philologenwelt streng in ‚hie Interpret, hie Textkritiker‘ geschieden sehen möchte, sollte sich nicht mit dem Werk von Gian Biagio Conte befassen. Die beiden hier zu besprechenden Monographien, im Abstand von nur einem Jahr erschienen, gehören jeweils einem der beiden, einander scheinbar polar gegenüberliegenden Arbeitsgebiete an; und doch tritt dem Leser zweimal ein und dieselbe Wissenschaftlerpersönlichkeit entgegen.

*Critical Notes on Virgil* (im folgenden „CN“) ist ein klar und leicht lesbar geschriebenes Begleitbändchen mit kritischen Diskussionen und δεύτεροι φροντίδες zu Contes Teubnerianen der *Georgica* und der *Aeneis*. Die sind schon eine Weile auf dem Markt (GEORG. 2013, AEN. 2009), und so war es Conte möglich, auch eingehend in Dialog mit den Rezensenten der Ausgaben zu treten. Überhaupt pflegt er einen sehr personenorientierten, dabei auch im temperamentvoll ausgetragenen Dissens immer respektvollen Stil der Auseinandersetzung<sup>1</sup> und zeichnet gerne Erkenntniswege in der Abfolge früherer Herausgeber nach (welch letzteres natürlich strenggenommen nur wissenschaftshistorisch interessiert und keinen Aufschluß in der Sache liefert). Ein guter Teil der Diskussionen war bereits veröffentlicht,<sup>2</sup> und jeder, der den Text einer der behandelten Stellen<sup>3</sup> unter die Lupe nimmt, wird sich ohnehin selbst in Contes Erörterungen vertiefen und zu eigenem Urteil gelangen; ich beschränke mich deshalb hier auf einige Ergänzungen zumeist eher grundsätzlicher Natur.

GEORG. 2,69 (CN 3–5): Conte hält an der hypermetrischen Paradosis *inseritur uero et fetu nucis arbutus horrid(a) / et ... fest* und verweist u.a. auf 3,449 *et spumas miscens argenti uiuaque sulphur(a) / Idaeasque pices ...* (wo dieser Text nur indirekt überliefert ist; die Handschriften bezeugen ... *et sulphura uiua*, was Conte als nachträgliche Normalisierung wertet). Die größte metrische Merkwürdig-

---

<sup>1</sup> „I will discuss [...] with a touch of polemic coloring [...] but not with hostility“, lautet Contes treffende Selbstbeschreibung SC (= *Stealing the Club from Hercules*) 2.

<sup>2</sup> G.B. Conte, *On the text of the Aeneid: an editor's experience*, in: R. Hunter, S.P. Oakley (Hgg.), *Latin Literature and its Transmission*, Cambridge 2016, 54–67; teils auch G.B.C., *Ope ingenii. Experiences of Textual Criticism*, Berlin–Boston 2013. Genaueres zu den Überschneidungen in der Besprechung von B. Kayachev, BMCRev 2017.07.18, Anmm. 1, 2 und 9.

<sup>3</sup> Einschließlich Vorwort und Anhang kommen zur Sprache: GEORG. 2,69–72. 433; 3,157–165. 230; 4,92. 203–205. 221. 287–294. 348; AEN. 1,378; 2,567–588; 3,684–686; 4,126. 176; 5,323–326. 720; 6,602. 901; 7,110. 543; 9,151. 461; 10,366; 11,256; 12,53.

keit in beiden Fällen, nämlich die Kürze der Silben vor der Elision, von den Standardkommentaren regelmäßig vermerkt, wird dabei jedoch nicht diskutiert. Wenn man davon ausgeht, daß die Quantität der letzten Silbe im Vers deshalb gleichgültig ist, weil eine Sprechpause zwischen den Versen die Unterschiede der Zeitdauern ausgleicht; daß es diese Sprechpause ist, die die Nicht-Elision bei Hiatus zwischen Versen zum absoluten Regelfall macht;<sup>4</sup> und schließlich, daß demgemäß die Sprechpause ausnahmsweise ganz entfallen muß, wenn eine Elision der letzten Silbe des Verses doch einmal möglich werden soll: dann hätten die beiden oben ausgeschriebenen Verse jeweils einen mit drei Moren irreparabel zu kurz geratenen letzten Versfuß.<sup>5</sup> Für G.P. Goold war das ganz selbstverständlich ein Ding der Unmöglichkeit,<sup>6</sup> und auch Makrob, der den Vers GEORG. 2,69 in der uns überlieferten Gestalt und ausdrücklich als Hypermeter registriert (CN 3), ist kein verlässlicher Gewährsmann mehr, da zu seiner Zeit Aussprachepraxis und Metriktheorie bereits auseinandergefallen waren. Ich wage keine Entscheidung, sähe aber, bevor ich Contes Text akzeptiere, gerne einen guten Erklärungsansatz für die metrische Monstrosität.<sup>7</sup>

AEN. 4,126 (CN 30f.): *propriam* im völlig zu Recht athetierten<sup>8</sup> Vers ist nicht nur syntaktisch schwer verwertbar, sondern auch inhaltlich: Das damit konno-

<sup>4</sup> So weit gebe ich nur wieder, was sich einst schon Crusius-Rubenbauer zurechtgelegt hatten (*Römische Metrik*, München <sup>8</sup>1967 [= <sup>3</sup>1958], 36f.).

<sup>5</sup> „Irreparabel“, weil sich Lizenzen wie AEN. 1,308 *qui teneant (nam inculta uidēt) hominesne feraene* am leichtesten durch Annahme einer zusätzlichen Sprechpause zwischen *uidēt* und *hominesne* erklären, die die fehlende More ausfüllte; diese Reparaturmöglichkeit wäre hier ausgeschlossen. Daß bei Synaphie, also entfallener Sprechpause, die vorletzte Silbe wohl lang sein müßte, geben auch Conington-Nettleship zu (Komm. London <sup>5</sup>1898, z.St.), akzeptieren aber merkwürdigerweise trotzdem die hypermetrische Form des Verses; die ganze Note ist in der Formulierung unklar.

<sup>6</sup> In *Hypermeter and Elision in Virgil*, in: J.F. Miller/C. Damon/K.S. Myers (Hgg.), *Vertis in usum. Studies in Honor of Edward Courtney*, München–Leipzig 2002, 76–89, dort 79f., betrachtet Goold die beiden *Georgica*-Verse als fraglos verderbt.

<sup>7</sup> Vergleichbar unsensibel ist das Argument SC 55, einer Anspielung von AEN. 1,37 *MEN(e) INcepto* auf Homer A 1 *MHNIN ἄειδε* stehe (u.a.) im Wege, daß die erste Silbe von *incepto* lang, die zweite von *μῆνιν* kurz sei. Die Positionslänge bei *incepto* hat aber auf die Quantität des in der Silbe enthaltenen Vokals keinen Einfluß, ein phonetischer Unterschied existiert also insoweit nicht.

<sup>8</sup> Daß die Athetese auf Peerlkamp und Ribbeck zurückgeht, ergibt sich nur aus dem Apparat der Teubneriana, auf dessen parallele Benutzung durch den Leser sich Conte offenbar verläßt; sogar daß sie in jüngerer Zeit ausgerechnet vom kurz zuvor (CN 29f.) gescholtenen Egil Kraggerud überzeugend und mit ähnlichen Argumenten vertreten worden war (*Further problems in Vergil*, SO 65, 1990, 63–77), verschweigt Conte hier. Beim CN 31f. behandelten Vers AEN. 9,151 erweckt Contes Formulierung den Eindruck, er habe als erster Herausgeber die eckigen Klammern gesetzt („This is the text of all editors:“, vor einem Abdruck der Passage ohne Klammern); das ist ganz und gar nicht der Fall, „den Vers haben seit Wagner die meisten älteren Herausgeber [...] bis hin zu Mackail getilgt“ (Dingel

tierte Besitz-, also Machtverhältnis paßte AEN. 1,73 genau (eine Nymphe wird Aeolus als Belohnung versprochen), fügt sich zur „gleichberechtigten“ Partnerschaft von Dido und Aeneas aber durchaus nicht und läuft der Tatsache, daß Aeneas hier von Iuno und Venus in eine Falle gelockt wird, also in einer Opferrolle gefangen ist, ganz zuwider.

AEN. 3,684–686 (CN 36–39): Der Passus liefert ein schönes Beispiel, wie durch Änderung der Interpunktion eine rätselhafte Paradosis verständlich werden kann. Herausgeber klassischer Texte dürfen die Empfehlung herauslesen, sich an schwierigen Stellen immer wieder den nicht interpungierten Text vorzunehmen und gezielt die verschiedenen Möglichkeiten der Wortbezüge durchzuspielen und abzuwägen, um sich vom möglicherweise jahrhundertealten – und möglicherweise irrigen – Konsens der Interpreten frei zu machen.<sup>9</sup>

GEORG. 3,230 (CN 61–68): Conte führt seine Meinungsverschiedenheit mit Alfonso Traina darauf zurück, daß man gelegentlich darüber uneins sein könne, welche Variante die zu bevorzugende *lectio difficilior* sei. Ich würde den Konflikt etwas anders beschreiben: Wo sich textkritische Entscheidungen an Verschreibungswahrscheinlichkeit einerseits und inhaltlicher Stimmigkeit andererseits orientieren, sind diese beiden Leitlinien in gewissem Maße gegenläufig, denn die erste bevorzugt in der Regel die *lectio difficilior*, die zweite nicht selten die *lectio faciliior*. Diesen Widerspruch muß der Textkritiker aushalten und anerkennen, daß er in manchen Fällen nicht beide Disziplinen gleichzeitig gewinnen kann. Im vorliegenden Fall hätte Traina nicht die richtig erkannte *lectio difficilior* als inhaltlich vertretbar, Conte nicht die inhaltlich einzig sinnvolle Lesung als *lectio difficilior* (oder wenigstens *lectio non faciliior*) zu verteidigen brauchen.

AEN. 2,567–588 (CN 69–87): Der zweite Anhang möchte einmal mehr für die Echtheit der Helena-Episode eintreten; die Darlegung bleibt wegen systematischer Fehler erfolglos. Unter anderem liest sie sich zuweilen, als sei für die Autorschaft einzig zwischen Vergil einerseits und einem in einer völlig anderen Welt lebenden Interpolator andererseits zu entscheiden, etwa wenn CN 74 als bedeutsam festgehalten wird: „the interpolator shows an uncommon knowledge of the Greek epic sources, which are exactly those reworked by the

---

[Komm. Heidelberg 1997] z.St.). Die Beispiele für unvollständiges Referat der Vorgänger ließen sich vermehren; vgl. auch unten zum ersten Kapitel von SC.

<sup>9</sup> Auch AEN. 9,461–464 (CN 52–54) möchte Conte allein mit geänderter Interpunktion auskommen, aber dort überzeugt mich die Lösung nicht; u.a. hätte *suscitat*, wenn *aeratas acies* als zweites Objekt hinzuträte, mit beiden Objekten genaugenommen jeweils verschiedene und nicht miteinander vereinbare Bedeutungen: „zu einer Handlung antreiben“ mit *uiros*; dagegen „in Erregung versetzen“ mit *acies*.

authentic Virgil“. Nun kommt Conte CN 76–81 aber selbst zum (wie mir scheint, zwingend begründeten) Schluß, daß schon Lukan die Helena-Episode in seinem Vergiltex las; und damit ist bereits ausgeschlossen, daß deren Urheber auf signifikant anderen Grundlagen hinsichtlich Quellenkenntnis und literarischer Bildung aufbaute als Vergil. Das Attribut „uncommon“ im oben zitierten Satz ist dann durch nichts zu rechtfertigen, und in entsprechender Weise verlieren wesentliche Teile von Contes Argumentation ihr Fundament. Quellenuntersuchungen haben zwar hier wie überall ihren Wert im allgemeinen, werden aber zur Autorfrage im besonderen voraussichtlich nichts beitragen können. — Die letzten Seiten des Abschnitts (CN 82–87) versuchen, vergilische Autorschaft durch Nachweis typisch vergilischer Stilelemente wahrscheinlich zu machen; aber in der Echtheitskritik gibt es nun einmal grundsätzlich keine positiven Beweise, denn „jede uns noch so unauffällig erscheinende Eigenheit des Vorbildautors konnte das besondere Gefallen des Imitierenden finden, der sie dann natürlich in seine Imitate einbaute“ – das Prinzip ist oft genug beschrieben und erläutert worden.<sup>10</sup> Gerade die Helena-Episode hat regelmäßig den Vorwurf auf sich gezogen, es mit den vergilischen Stilelementen unvergilisch zu übertreiben.<sup>11</sup>

Mit *Stealing the Club from Hercules* („SC“) kehrt Conte nach Jahrzehnten noch einmal zur literaturtheoretischen Betrachtung des Phänomens der Imitation in der römischen Dichtung zurück.<sup>12</sup> Das erste von zwei etwa gleichlangen Kapiteln faßt Contes Ansichten zum Verhältnis von Imitation und Originalität bei Vergil zusammen; weder Fragestellung noch Ergebnisse sind hier grundlegend neu, und es wäre zu wünschen gewesen, Conte hätte sich die Mühe gemacht, unmißverständlich klarzustellen, wo er Gedanken neu (oder weiter-) entwickelt und wo er lediglich wiedergibt, was schon an anderer Stelle geschrieben worden ist. So läßt etwa, was wie eine unverbindliche Leseempfeh-

<sup>10</sup> Ausführlich z.B. E. Courtney, *Echtheitskritik: Ovidian and Non-Ovidian Heroides Again*, CJ 93, 1998, 157–166, dort 157–159. Das wörtliche Zitat oben stammt aus W. Lingenberg, *Das erste Buch der Heroidenbriefe. Echtheitskritische Untersuchungen*, Paderborn 2003, 260 Anm. 24; dort 37–39 auch weitergehende Reflexionen über mögliche Ausnahmen von der Regel. — Daß Contes Stilbeobachtungen hier auch für sich genommen nicht tragen (siehe B. Kayachev, BMCRev 2017.07.18), spielt methodisch schon keine Rolle mehr.

<sup>11</sup> „Virgilian style done to excess“ (C.E. Murgia, *More on the Helen Episode*, CSCA 4, 1971, 203–217, dort 214); ausführlich dazu Horsfall (Komm. Leiden–Boston 2008) 561. 563. 565f. Zufällig kommt Conte selbst SC 12 auf Senecas Beschreibung desselben Phänomens bei einem Sallust-Nachahmer zu sprechen (Sen. *epist.* 114,18).

<sup>12</sup> Der vollständige Inhalt dieses Bandes ist unter Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht und auf der Verlagsseite frei herunterladbar: <https://www.degruyter.com/view/product/469600>. Daß es sich um eine inhaltlich im wesentlichen unveränderte Übersetzung von *Dell'imitazione. Furto e originalità* (Pisa 2014) handelt, wird leider nirgends verraten; gegenüber dem italienischen Original sind lediglich vier Fußnoten fortgelassen.

lung klingt, „On Virgil’s sublime we should still read the pages of R. Heinze *Virgils Epische Technik*, [...], pp. 481–93“ (SC 29 Anm. 14), keinesfalls erahnen, daß die SC 27–29 für das Nebeneinanderhalten von Homer und Vergil fruchtbar gemachten Hephaistos/Vulcanus- und Thersites/Drances-Beispiele bereits gut hundert Jahre zuvor für Heinze eine nicht weniger tragende Rolle gespielt hatten. Ähnliche Nachlässigkeit in der Doxographie war bereits oben Anm. 8 in CN zu bedauern.

Unbedingt lesenswert ist aber das zweite Kapitel, „A critical retrospective: method and its limits“ (SC 35–61). Conte möchte hier jüngeren Interpretationen entgegenreten, die er als unzulässige Aufweichung der einst von ihm selbst mitentwickelten Methodik betrachtet (SC 51: „excesses of some enthusiastic disciples“). Dazu zeichnet er zunächst fast autobiographisch seine Entdeckungen seit den 70er Jahren nach: Wie ihn der Strukturalismus mit seiner Fähigkeit zu so objektiv erscheinender Analyse faszinierte; wie ihm die herkömmliche Quellen- und Einflußforschung unbefriedigend erschien, insoweit sie nur sammelnd tätig wurde, nicht aber Wirkungsmechanismen untersuchte (insbesondere die der kontraintuitiven Richtung, wenn der Rezipient paradoxerweise auf das Modell wirkt); wie ihm die strukturalistische Idee des „Systems“ attraktiv erschien und er den Systembegriff auf das ganze Corpus der klassischen Literatur anwendete; und wie er sich auf den Text statt auf den Autor konzentrierte, um einem „excess of intentionalism“ (SC 45) zu entgehen.

Den letzten Punkt ist Conte heute selbst geneigt zu korrigieren und dem bewußten Autorhandeln wieder mehr Aufmerksamkeit zu schenken (SC 45). Ein Beispiel, das Conte in anderem Zusammenhang einige Seiten später erwähnt, kann diese Spannung verdeutlichen: Der italienische Dichter Giosuè Carducci übernahm einmal fast wörtlich einen ganzen Petrarca-Vers in eines seiner Gedichte und schrieb einem Freund dazu: „il v. 5 è del Petrarca, ma non se ne vuole andare“ („er will einfach nicht weggehen“).<sup>13</sup> Einer radikal systemorientierten Sicht mag das als Kronzeugnis einer Autonomie des Textes gegenüber seinem – macht-, also intentionslosen – Autor vorkommen.<sup>14</sup> Aber das greift zu kurz: Die Äußerung läßt sich ja letztlich nur metaphorisch deuten; objektiv hätte der Dichter, wenn er gewollt hätte, selbstverständlich die Möglichkeit gehabt, den Vers abzuändern, zu ersetzen oder zu streichen, und die Entscheidung, das nicht zu tun, bleibt intentional. Wie jeder theoretisch eingeeengte Blick liefert der strukturalistische Ansatz hier eine besonders klare Sicht auf gewisse Teilaspekte, aber keine erschöpfende Erklärung des Ganzen.

<sup>13</sup> Das italienische Zitat nach M. Bettini bei G.B. Conte, *A proposito dei modelli in letteratura*, MD 6, 1981, 147–160, dort 159.

<sup>14</sup> Ähnlich jedenfalls Bettini (wie letzte Anm.) und Conte SC 50f.

Die Einsicht in die Begrenztheit jeder Methodik ist auch Contes Herzensthema. Wo Dekonstruktionismus so weit geht, die Existenz überhaupt irgendeiner autonomen Realität außerhalb von Sprache und Text zu leugnen (SC 53), fehlt es ihm an der Einsicht in die Grenzen seiner Erkenntnismöglichkeiten. SC 54ff. führt Conte Interpretationen vor, die seiner Meinung nach in der einen oder anderen Weise zu weit gingen; ein Beispiel: Die *antiqua silua* in AEN. 6,179 *itur in antiquam siluam* als Chiffre für Ennius' Dichtung zu lesen – Ennius bildet die Folie für den so eingeleiteten *Aeneis*-Abschnitt – findet Contes Sympathie nicht, unter anderem mit dem Argument, daß derlei metapoetische Deutungen die Darstellungskunst Vergils nicht stützen, sondern schwächen: „Virgil would have spoiled the passage, like a man who ruins a joke by explaining it“ (SC 56; vgl. auch 59). Eine wichtige Warnung vor einem verbreiteten Fehler spricht Conte am Schluß aus: Eine Imitation übernimmt nicht unbedingt alle Züge des Vorbilds (SC 60). Wenn erkannt ist, daß Vergils Dido teilweise nach Euripides' *Medea* modelliert wurde, folgt daraus nicht zwangsläufig, daß sie sich ein Kind von Aeneas zu dem Zwecke wünscht, es aus Rache zu töten (SC 58f.).

Ob Textkritik oder Interpretation: Am Ende findet man sich immer bei der Diskussion der einzelnen Passage oder konkreten Fragestellung wieder, die mit Augenmaß beurteilt sein möchte; der eine wird dann so, der andere anders entscheiden. Den Dialog der Meinungen befördert Conte jedenfalls in anregender und sehr persönlicher Weise.<sup>15</sup>

Dr. Wilfried Lingenberg  
Universität des Saarlandes  
Alttertumswissenschaften  
Fakultät P Klassische Philologie  
Campus, Gebäude B3 1  
D-66123 Saarbrücken  
E-Mail: W.Lingenberg@mx.uni-saarland.de

---

<sup>15</sup> Beide Bände sind sehr sorgfältig redigiert und weitgehend frei von Druckversehen. Notierenswert nur: CN 34 Anm. 16 wäre „Löfstedt“ richtig statt „Löftstedt“; SC 12 im zweiten Petrarca-Zitat richtig *eamque similitudinem* statt *eamque similem*; SC 22 Anm. 11 fehlt zu *Die Aeneis und Homer* der Name des Autors, G.N. Knauer.